

Leseprobe

Arnold Maxwell (Hg.)

# Aus der Tiefe

## Arbeiterbriefe

Beiträge zur Seelen-Analyse moderner Arbeiter

herausgegeben von Adolf Levenstein

Mit Levensteins Arbeiterfragebögen im Anhang

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2021

Der Band erscheint mit freundlicher Unterstützung des Dortmunder Fritz-Hüser-Instituts und finanzieller Förderung der RAG-Stiftung.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die Erstausgabe erschien 1909 im Berliner Verlag Eberhard Frowein (Auslieferung: Morgen-Verlag); die Textgrundlage ist hier die vierte Auflage desselben Jahres.

**LWL**

Für die Menschen.

Für Westfalen-Lippe.

Redaktion und Satz: Arnold Maxwill

© Aisthesis Verlag, Bielefeld 2021  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1552-3  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

# Inhalt

Vorwort	7
Aus der Tiefe. Arbeiterbriefe	11
Kommentierende Anmerkungen	125
Arnold Maxwill	
›Denkende Seelen‹ aus der Arbeitswelt Briefe zwischen Alltagsfron, Bildungspathos und Verbitterung	133
<i>Anhang</i>	
Adolf Levenstein: Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psychophysischen Einwirkungen auf die Arbeiter (1912) [Auszüge]	177



## Vorwort.

---

Es ist der größte Segen der europäischen sozialen Bewegung, in deren Auswällungen wir jetzt so steuerlos umhertreiben, daß sie alle Unnatur unserer Gesittung vorerst wenigstens in nackteter Blöße enthüllt. Nur auf die Diagnose kann Heilung erfolgen.

(W. H. Riehl, Naturgeschichte des Volkes.)

Vorab sei es betont: Kein ethischer Idealismus hat in dieser Veröffentlichung umfärbende Arbeit getan. Um jeden Zweifel zu heben, werden die Namen der Briefschreiber beigefügt. — Auch keine Ausnahme-Naturen kommen hier zu Worte, lediglich einfache Proletarier, im Frondienst harter Arbeit eingepfercht.

Eine sehr weit umfassende, wissenschaftliche Enquete über die sozialpsychologische Seite des modernen Großbetriebes brachte mich mit tausenden Arbeitern in Beziehungen. Hier und dort gelang es, feinste, seelische Fäden zu knüpfen. Das Resultat: Eine überreiche Fülle seelenvoller Arbeiterbriefe, von denen nur ein winziger Bruchteil zunächst zur Veröffentlichung gelangt. Speziell die verschiedensten Schichten innerhalb der Arbeitermassen zu treffen, war mein Bemühen. Die intellektuelle, die philosophische, die verbildete und die Massenschicht mit ausgeprägten Kollektiv-Eigenschaften. Schwer ist es, dem Proletarier in sein Inneres zu sehen. Gleich vielen primitiven Naturen verschleiert er sein Seelenleben. Menschen, die mit einem Lebensschema zur Welt kommen, sind meist schweigsam, weil ihr ganzes Leben nichts ist, als eine monotone Kette ewiger unaukömmlicher Arbeit, Freudlosigkeit des Daseins, Atomisierung des Lebensplans. Einer traditionellen Kultur traditionslose Menschen »menschlich« näher zu bringen, war mein Bemühen. — Was da in der Tiefe für wunderbare Kräfte schlummern, sonnensüchtige Menschen, die erbarmungslos von der Tyranis Arbeit aufgerieben werden! Wie viel dumpfe Verzweiflung, welch erbarmungslose Hoffnungslosigkeit seh' ich da unten!

Der moderne Arbeiter lebt nicht vom Brot allein, er geht keineswegs auf im Erwerbsinteresse. Er ist, zu einem großen Prozentsatze, vor allem Geistwesen,

lebt in einer vorgestellten Welt, daher in einer geistigen Sphäre, dank intensivster Aufklärungsarbeit. Das ist aber gleichzeitig seine furchtbare Tragik. Im heutigen Arbeitsprozeß wurde »Denken« »L e i d e n« . Der erste hier veröffentlichte Arbeiterbrief bringt diese Konflikte charakteristisch zum Ausdruck — — »so wie Tantalus an den Fels geschmiedet, ewig seine Brust dem Geier zum Fraße beut, ohne sterben zu können — so stöhne auch ich, hoffnungslos gefoltert von der Wucht der stupiden Arbeitsgewalt in der Grube« ...

Ein ausführlicher Kommentar zu den folgenden Arbeiterbriefen erscheint mir wenig angebracht. Der moderne Arbeiter, der dem Moloch »Arbeit« tagtäglich seine mächtigsten und goldensten Neigungen, seine tiefinnerlichsten Triebe zum Opfer bringt, weiß es — die Arbeit hat ihre ethische und ästhetische Bedeutung eingebüßt, hebt Individualität und Differenzierung auf, leert das seelische Reservoir der Arbeiter bis zur Neige. Juristen und Nationalökonomien werden vielleicht den nationalökonomischen Grundsatz, daß nur die sittliche Auffassung von Arbeit, Arbeitskraft und Arbeitsmethode im letzten Sinne dauernde Rentabilität verbürgt, bestätigt finden.

Adolf Levenstein  
Berlin, im November 1908.

---

## Ein Schrei aus der Tiefe.

Ihr Sehnsuchtssäumige! Elendsgenossen!  
 Mitzertretene! Vom Schicksal Verfluchte!  
 Schlaft ihr? Ihr Millionenmenschen! Schlaft ihr?  
 Verlernten eure Augen den Blitzschein  
 Der Unterdrückten zu leuchten?  
 Ach! Flitterhaschende! Gar zu oftmals sah ich sie leuchten.  
 So zufrieden, so behaglich, so allesgenug.  
 Beim Parteespiel, Byzanzsestenhumbug,  
 Kleriseischen Gespensterkomödien.  
 O, würden eure Augen doch blind,  
 Daß sie dieses nicht sähen.

Schlaft ihr? Millionenhungerer! Schlaft ihr?  
 Verlernten eure Lungen den Wutschrei  
 Der Zertrampelten zu stammeln?  
 Ach! Zungengelähmte! Gar zu oftmals hört ich sie kreischen  
 So brausend, so quietschendgrell, so widerlich rau,  
 Beim Messengeklimper! Hurragepolter.  
 Beim Litaneien-Singsang-Gedudel.  
 O, würden eure Zungen doch hart,  
 Daß sie dieses nicht plapperten.

Schlaft ihr? Millionenknechte! Schlaft Ihr?  
 Verlernten eure Hände, die Peitsche  
 Der Gefühllosen zu packen?  
 Ach! Greiflässige! Gar zu oftmals spürt' ich sie sausen,  
 So blutgefärbt, so bezipfelmützt, so wutbebend  
 Beim Brudermord! Monarchengruß!  
 Im rohen Fanatikergrimm.  
 O, würden eure Hände doch steif,  
 Daß sie dieserhalb sich nicht rührten.

Schlaft ihr? Millionenseelen! Schlaft ihr?  
 Verlernten eure Flammen die Sehnsuchtsglut  
 Nach Eigenwürde, Menschenhöhe emporzulodern?  
 Ach! Geister erfroset! Gar zu oftmals fühlte sie brennen  
 So strohfeurig, so flattergoldig, so höllenheiß  
 Beim Pöbelgeräusch! Nationengehader.  
 Beim Weihrauchwolken-Gequalm.  
 O, würden eure Flammen doch kalt,  
 Daß sie dieses Kleinf Feuer nicht schürten.

— — — — —

Schlaft! Ihr Ewigblinde! Schlaft!  
 Ich weiß, ihr braucht ja das Triangelgestirn:  
 Hammelshalter, Kriecherstufe, Himmelslüge.  
 Ich brauche es nicht.  
 Ich bin mir selbst genug,  
 In meinem Innern gefestigt,  
 Steig' ich die Gottesleiter des Sichausdenkens empor.

Schlaft wohl! Ich grüß' euch von oben zurück!

Max Lotz, Kohlenhauer.



Gladbeck, den 25. Mai 1908.

Überrascht, daß Sie speziell meinem Fragebogen so große Bedeutung zulegen, ergreift es mich besonders tief und freudig, Sie hier zu danken. Ich muß schon sagen, selten hat ein Moment so tief mich ergriffen, wie derjenige, als ich von der Schicht heimkehrend, meine Frau mir Ihren Brief überreichte. Eine Anerkennung. Oh, sie wurde mir so selten zuteil. Ich zittere vor Erregung, jetzt zu wissen, daß ein Mensch lebt, der meine Gedanken zu verstehen weiß. Doch halt — ich schäme mich fast dieser sentimentalischen Einleitung, zu deren Erguß jedoch diese glückliche Stunde mich hinriß. Verzeihung dieserhalb, und nochmals meinen ganzen Dank.

Selbstredend gehe ich unter diesen Umständen mit Feuereifer an die Erfüllung Ihrer Bitte, biographisch mein Leben vor Ihnen auszubreiten. Vertrauen gegen Vertrauen. Doch schauen Sie über die stilistischen wie technischen Formfehler hinweg, denn darin liegt nicht meine Stärke. Vorläufig wenigstens nicht. Und bezüglich der Mitarbeit meiner Person an einem später noch von Ihnen zu schreibenden Werk, dramatisch das Leben der Bergleute zu sezieren, wie der Vampir »Kapitalismus« die Menschenwürde erbarmungslos in tierischer Gier aus tausend Brüsten reißt, darüber — will ich schweigen. Ich habe kein Recht, Ihre Güte zu beleidigen. Mit unsicherer Hand schreibe ich deshalb diese Worte — es war viel auf einmal, darum will ich schweigen.

Jetzt an die Arbeit.

1. Geburt. Ich wurde am 17. März 1876 zu Werden an der Ruhr geboren (Kreis Essen). Schon mit meiner Geburt beginnt die Tragödie eines Menschen, dessen Tragik nur derjenige versteht, der den Giftbiß der Hydra des bleichen Elends selbst im Fleische brennen gefühlt. Unehelich geboren. Freilich, meine jetzige Auffassung von Ehe und Liebe lächelt über den deprimierenden Einfluß, unter dem ich, dieser Tatsache halber, in meiner Kindheit litt. Bedenken Sie, in einem klerikal vollständig infizierten Städtchen, in dessen Peripherie Heuchelei und Spießbürgertum residierten, wo der satte Moralmensch lieblos niederschielte auf das Hurenkind. Dort, wo die Gespielen ewig und immer mir vorhielten, ich sei kein »richtiges« Kind, dort sog zum erstenmal den herben Hauch der Wirklichkeit ich ein. Das allerdings muß ich meiner Mutter lassen, daß sie den schönsten Punkt im Ruhrtal ausgesucht, ehe sie sich hingelegt und mich in Schmerzen geboren. Und ich bin galant genug, Ihnen in dieses panorama Eden einzuführen.

2. Eltern. Und meine Eltern? Ich verstehe eigentlich darunter nur meine Mutter, denn nur diese habe ich gekannt. Doch lasse ich dieselbe an meiner Statt sprechen, soviel sie mir darüber in meinen reiferen Jahren erzählt.

Als Tochter armer, aber in bürgerlich wie moralischer Hinsicht unantastbarer Eltern wäre es allerdings ihre vernünftige Pflicht gewesen, in dem Milieu ihrer einfachen Verhältnisse zu bleiben, da intensivere Fähigkeiten und Talente sie nicht besaß, um über den Horizont spießbürgerlicher Lebensbedingungen hinausgreifen zu können. (Ihr Vater war Seilermeister.) Aber trotzdem, vielleicht durch ihre körperliche Schönheit beeinflusst, oder der Verblendung ihrer lebhaften Phantasie folgend, auf der Bühne eine freiheitlichere, genußvollere Lebensperiode zu erschwingen, ließ sie sich dazu verleiten, den Einflüsterungen irgendeines »Impresarios« Gehör zu schenken, und sich mit ihm bei Nacht und Nebel aus dem Staube zu machen. Durch diese Imprudenz war jede Brücke hinter ihr zum Elternhause abgebrochen. Sie kennen ja doch den Bauern Trotz der kleinstädtischen Pfahlbürger. Selbstverständlich betrat sie die weltbedeutenden Bretter in der untergeordnetesten Form. Sie war als Soubrette irgendeines Varietees betätigt, ohne weiter zu interessieren, als für den Augenblick ihres Auftritts, den »Gang und Gäbe« Erfolg zu erhaschen. Dieser Applaus galt denn auch gewöhnlich mehr ihrer Formenschönheit, als ihren theatralischen Leistungen. Unter dem Ensemble befand sich auch ein jüdischer Tenorist namens Alex Eichwaldt, dem es nun gelang, die unerfahrene Sängerin zu überlisten und ein intimes Verhältnis anzuknüpfen, dessen Endprodukt ich war. Dieser Umstand zwang die nunmehr entehrte und hilflos verlassene Mutter, von der Rampe herunterzusteigen. Ihren Unterhalt bestritt sie fortan mit dem kargen Verdienst der Fabrikarbeit. Es ist immer der gleiche, natürliche Prozeß der ökonomischen Metamorphose, daß der Schwächere dem Stärkeren weichen muß. Die natürliche Auslese. Von meinem Vater sprach sie stets in liebeverzeihender Weise. Ich ehrte diesen Edelmut und hatte das Gefühl, daß sie ein Opfer ihres ersten jungen Liebesrausches geworden. Soviel ich weiß, soll mein Vater bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre für mich Alimente gezahlt haben, jedoch ich und meine Mutter haben nie etwas davon gesehen. Es besteht die Möglichkeit, daß die Kommune dieses Blutgeld an sich genommen. Sicheres weiß ich nicht. Allerdings erinnere ich mich, daß meine Mutter oftmals von einer gewissen Wohlhabenheit meines Vaters mir erzählt, und meine Lebensbahn hätte zweifellos eine andere Route genommen, wenn ich dem Wunsche meines Vaters gemäß, dem semitischen Ritus erhalten geblieben wäre. Hier setzten jedoch die pfäffischen Intrigen ein. Ihrer Unerfahrenheit gegenüber hatte die jesuitische Clique ein leichtes Spiel. Sie ließ sich unverzeihlicherweise verleiten, ihrer Religionsrichtung gemäß, auch mich katholisch taufen zu lassen. Sofort ließ der Jude Eichwaldt sie fallen, und gleichzeitig mit ihm die ganze Klerisei. Gemeinheit hüben wie drüben. Aber wer sie nicht

fallen ließ, das war die Krallenhand des Elends. Unter dem Drucke der wirtschaftlichen Kalamität sank sie immer tiefer und gab außer mir noch sechs Kindern das Leben, unter den gleichen Umständen freilich. Allerdings hatte sie nach der Geburt des vierten Kindes geheiratet, aber nur um noch tiefer zu sinken. Der Mann, den sie ehelichte (namens Klemp), war ein notorischer Säufer, und vollständig unfähig, familiär zu wirken, vielmehr setzte er die Pfennige, die er durch Betteln und Gelegenheitsarbeiten vereinnahmte (er war Sattler und reparierte die Pferdegeschirre der Bauern), regelmäßig in Alkohol um. Er starb vor acht Jahren an Alkoholvergiftung auf der Landstraße. Sie werden begreifen, daß dieser Schwächling keinen Einfluß auf das phantastische Temperament meiner Mutter ausüben konnte. Sie liebte also auch neben ihm weiter, und die Früchte dieser sträflichen Hingebung waren noch drei Kinder. Doch breche ich trotzdem keinen Stab über sie, wissen wir doch, wie unsäglich die ökonomische Impotenz den Menschen herabwürdigen kann. Nur ein Beispiel, aber ein klassisches. Ich erinnere mich noch als sechsjähriges Kind der nächtlichen militärischen Besuche (zu der damaligen Zeit hatte das Zuchthaus zu Werden eine militärische Bewachungsabteilung). Ich sehe noch sehr deutlich die charakteristischen, kleinen Kommißbrote vor mir liegen, das Entgelt für die Liebe eines unglücklichen Weibes. Ein schreiender Kontrast auf das Sumpfbild heutiger christlicher Weltverhältnisse. Doch genug darüber, und ich glaube, Sie werden's verstehen. Nur eins will ich noch erwähnen, daß ich in meiner kindlichen Naivität mich stets auf dieses Brot gefreut. Ich hatte doch Hunger, immer Hunger. Und solange noch Brot für solche Zwecke gebacken wird, hat's noch gute Weile mit einer besseren Zeit. Bezugnehmend auf ihre sonstige Personage konstatiere ich mit Genugtuung, daß sie einfach liebenswürdig war. Stets hilfsbereit, vom Wenigsten noch die Hälfte mit anderen zu teilen, einen gewissen Takt im Umgang an den Tag legend, war sie immer freundlich und humorvoll veranlagt. Jedoch die Depression der wirtschaftlichen Misere hat sie in späteren Jahren nervös gemacht, und das Ende dieser Genrebildchen aus dem fluchwürdigen Gegenwartsleben war ein Hirnschlag, dem sie Weihnachten 1900 erlag. Sie wurde auf Kosten der Stadt Werden beerdigt.

3. Erziehung. Von einer systematischen Erziehung kann hier von vornherein keine Rede sein. Ich bin bis zu meinem 8. Lebensjahre vollständig auf mich selbst angewiesen gewesen, d. h. meine Mutter verdiente ihren Unterhalt in dem einstündig entfernten Städtchen Kettwig in einer Fabrik für Textilindustrie, während ich und meine kleineren Geschwister bei einer näheren Verwandten in Pflege gegeben waren. Dieselbe konnte sich aber herzlich wenig um uns kümmern, weil sie selber viel Kinder und viel Arbeit hatte. Ich strolchte demgemäß in der ganzen wahrhaft romantischen Gegend umher, ein Ärgernis für Jung und Alt. Mancher Vandalismus, mancher Diebstahl, mancher Unfug ist noch auf mein

Konto zu setzen ohne daß einer eine Ahnung davon hat. Ich blieb oft mehrere Tage vom Hause entfernt und kampierte mit einem mir damals ebenbürtigen Bengel in Wald und Feld. Nebenbei schwänzte ich vorzugsweise die Schule, denn ich hatte einen unwiderstehlichen Abscheu gegen die strenge Dressierung der Pädagogen. Die Zensur war auch am Schulschlusse demgemäß. Immer phantastisch und wild, ausgelassen bis zur Frechheit, exzentrisch in meinem ganzen Tun. Und doch suchte ich sehr gern die Einsamkeit. In dieser Veranlagung war ich die beste Reproduktion meiner Mutter. Und ich glaube, aus diesem Grunde war ich ihr Liebling, denn nur selten kam es ihrerseits, bei besonders schlimmer Veranlassung, zu einer Züchtigung meiner Person. Sie sah über alles hinweg, weil sie in mir wieder sich selber sah. Ich fühlte damals instinktiv diesen harmonischen Einklang und genoß das Eldorado kindlicher Regellosigkeit mit vollen Zügen. Dies ist meine schönste Zeit gewesen. Dann griff unerbittlich der Wehgang der Verhältnisse ein, und die Mauern der Enterbten nahmen mich auf. Ich denke noch mit Schauern an diese Zeit. Die sechs Jahre waisenhauslicher Training waren gleichbedeutend mit dem Tode meiner kindlichen Gemütsfrische. Jetzt galt es Askese zu treiben an allem, was Freude hieß. Wahrhaftig, diese Megären (barmherzige Schwestern) waren nicht imstande, günstig auf die empfängliche Charakterbildung junger Menschenkinder einzuwirken. Und jene Zeit ist der Same gewesen, aus dem der Sarkasmus, die Seelenbitternis, die jetzt mein Herz verzehrt, entsprang. Ich will hier einige Momente zitieren, welche ein grelles Schlaglicht auf die Erziehungsmethode dieser gottgefälligen Schwestern werfen sollen. Bei meiner Einlieferung wurde speziell ich von den anderen Kindern absorbiert, in der Weise, als wenn ich das verkörperte Verbrechen gewesen wäre. Ich gebe ja gerne und freimütig zu, daß ich infolge der bisherigen Zügellosigkeit nicht der Artigste war, aber immerhin, ich war ein Kind. Der erste Stilettstich der Antipathie gegenüber dem Bastard war, daß ich in einer Rumpelkammer schlafen mußte, welche in Bezug auf den allgemeinen Schlafsaal sich ausnahm wie ein Vorhof zum diskreten Heiligtum. Ich habe dies bitter empfunden, und Kinder empfinden scharf, und wenn ich nicht irre, mußte ich zwei Monate lang diese Zurücksetzung erdulden. Kein Wunder, wenn ich meinen Quälerinnen stets die entgegengesetzte Seite des Gehorsames zeigte. Obwohl nicht bösaartig veranlagt, bemühte ich mich des öfteren, den drakonisch geschnittenen Hausregeln Genüge zu leisten, fiel aber stets wieder in die Erbsünde meiner Mutter zurück, nämlich, um mit Goethe zu reden, in die Luft zum Fabulieren. Ein anderes Mal, es war um Weihnachten, traf mich die Bosheit dieser »Erzieherinnen« noch empfindlicher. Alljährlich ist es dort üblich, daß gütige Menschen zu Weihnachten den Ärmsten der Armen kleine Geschenke an süßem Backwerk, Nüsse und Spielzeug zukommen lassen, und wer das Empfinden der Kleinen kennt, muß wissen, daß dies der heiß ersehnteste Tag im Jahr für sie ist.

Ich weiß nicht mehr, wie es kam, jedoch das vergesse ich nie: voller Erwartung betrat ich mit den ca. fünfzig andern Kindern den Saal, um Besitz von der Glückseligkeit zu nehmen. Aber ich hatte nicht mit der »Liebenswürdigkeit« dieser entmenschten Betschwester gerechnet. Mein Teller war umgestülpt. Ihr satanischer Instinkt hatte das Richtige getroffen. Mit großen Augen schauten die anderen Kinder auf meinen leeren Platz und schienen nicht verstehen zu können, daß am Feste der Liebe dergleichen sein könnte. Jedoch die Solidarität, die unbewußt schon in den Herzen dieser kleinen Dulder schlummerte, entschädigte mich, indem jeder mir heimlich zusteckte, was sie erübrigen konnten. Ein rührender Zug. Moralisch genommen wirkte dieser Zwischenfall erzieherisch wenigstens insofern in mir, indem ich die Parallele zog, wie diese Schablonenmenschen ihre Auffassung von der christlichen Liebe gegenüber anderen Menschen zu betätigen suchen.

Sie werden sich gewiß fragen, warum ich über diese Sachen schreibe. Mit Absicht. Gerade diese Behandlung legte den Grund in mir, mit allem, was andern gut erschien, von jetzt an zu hadern und in trotzigem Widerstreit zu liegen. Ich wurde negierend. Satirisch belächelte ich alles, wenn auch ohne zu wissen warum. Ich übertrug diese abnormen Bildungsansätze auf alles, womit ich in Berührung kam. In der Schule war ich dem Lehrer ein Übel. Nicht etwa als Idiot, sondern vielmehr durch gewollte Unaufmerksamkeit. Mein Begriffsvermögen funktionierte langsam und schwer. Sehr schnell faßlich in allem bin ich auch jetzt noch nicht, jedoch dasjenige was ich erfaßt, ist gut geborgen. Und als ich endlich mit vollendetem 14. Lebensjahre bei einem Bäckermeister in die Lehre kam, war ich zwar nicht zynisch durchtrieben, jedoch voll böser Regungen: der erste Exzeß der freigewordenen Leidenschaften war, daß ich nach dreiwöchentlichem Ausharren dem Lehrherrn 85 Pfennig stahl und mit Schimpf und Schande davon gejagt wurde. Kriminelle Folgen hatte dieser Fall nicht für mich.

Jetzt geht's eine Stufe tiefer hinab. Ich ging zu meiner Mutter, welche damals in Kettwig an der Ruhr wohnte, und arbeitete mit ihr in der Fabrik. Wer diese Bruthöhlen der Krankheiten, diese Werkstätten der Geistesarmut in religiös durchtränkter Gegend aus näherer Beleuchtung kennt, wird zugeben müssen, wie degenerierend diese Art Beschäftigung in physischer und psychologischer Weise das Individuum herabwürdigen kann. Hier, wo Tausende junge Mädchen, meistens noch Kinder, und Frauen, neben jungen Bursche und Männer, bei der ewig gleichmäßigen, stumpfbleiernen Arbeit dahinsiechen, wo die schweißdurchschwängerte, heißschwüle Fabrikatmosphäre sinnlich reizend auf die Geschlechtsnerven einwirkt, wo die obszönsten Dialoge, die ordinärsten Redewendungen das Blut beider Geschlechter erhitzt und die Perverseren zu frechen Handgriffen zwingt, hier ist auch das Grab meiner Jugendreinheit. Hier lernte ich den diabolischen Gifthauch der Onanie kennen und lange, lange bis in die jüngs-

te Zeit hinein hat diese Feuer in meinen Nerven gebrannt. Unter diesen Umständen mußte ich sittlich verkommen. Geistig ohne Halt, kein regulierendes Fernbild, um bildend zu wirken, blieb ich auch leiblich infolge fortgesetzter Unterernährung zurück. Ich blieb ein bleicher, schwächlicher Bursche, denn auch der zweifache Verdienst (Mutter und ich) langte nicht, um halbwegs existieren zu können. Und nun zu den Folgen dieser »Erziehung«.

4. Strafen. Nach zweijährigem Ausharren in diesem Modersumpf machte ich kurzerhand dieser Qual ein Ende. Kam jedoch, wie Sie hören werden, vom Regen in die Traufe. Sie werden mir die Freundlichkeit nicht abschlagen können, noch eine Stufe niedriger mit mir zu steigen. Ich verließ also mit ungefähr 17 Jahren Fabrik und Mutterhaus mit der Absicht, zügellos umherzuschweifen. Ohne ordnungsmäßige Ausweispapiere ging ich den Rhein herunter auf Holland zu. Hier und da ergriff ich eine Gelegenheitsarbeit, um die Mittel zur Stillung des Hungers zu erlangen, und verschmähte, wenn die Umstände mich dazu zwangen, auch nicht die Bettelei oder einen gelegentlichen Diebstahl. Allerdings muß ich zwischenläufig bemerken, daß nicht allein der Hang zum planlosen Nomadisieren oder die direkte Scheu zur Arbeit mich in die Welt trieb, sondern eine tiefe Sehnsucht, ein mich verzehrendes Verlangen, das Meer, das große, grenzenlose Meer schauen und genießen zu dürfen. Dieser Wunsch ist mir nie erfüllt worden, auch bis heute noch nicht. Wie sehr ich an dieser Idee hänge, und ich wäre mit Freuden bereit, ein Jahr eher zu sterben, wenn dieser Wunsch sich verwirklichen würde, beweist, daß ich in einer poetischen Stunde ein paar Verse aufs Papier warf, die ich Ihnen hier wiedergeben will, wiedergeben mit allen Schwächen und Fehlern. Außerdem wird es Sie als Philosoph noch interessieren, daß speziell das dramatisierende Element des großartigsten Schauspiels mich ergreift, in exakter Übereinstimmung mit meiner jetzigen ersten Lebensdoktrin. Doch, um schneller zur Sache zu kommen, will ich nur noch zur Entschuldigung hinzufügen, daß Frau Poesie jedenfalls nicht sehr freundlich auf nachstehende Verse schauen wird.

## Sturm.

### 1.

Sturm! An den Klippen klebt der Schaum,  
Die Flut springt fast bis zu des Turms Laternen,  
Und hoch darüber ringt der Raum  
Sich wild mit den empörten Sternen.

## 2.

Sturm! Fluggewalt'ge Möven spielen  
 Freihangend an der Wolke höchstem Riff,  
 Wild des Zyklons Flügel spülen  
 An den Strand das leichtgebaute Schiff.

## 3.

Sturm! Die bräutliche Strickerin fliegt an das Meer,  
 Doch glaube ich, der ängstliche, suchende Blick  
 Lugt vergeblich hinüber, vergeblich umher,  
 Als einsame Witwe schleicht sie zurück.

Ich komme nach dieser Abschweifung wieder zum Thema. Ich hatte mich bis Loo in Holland durchgerungen und war mit den Schönheiten und Gefährlichkeiten der Landstraße schon sehr vertraut, als mich der Finger der Nemesis berührte. Ein Konstabler erwischte mich, durch Hunde aufmerksam geworden, unter einem Heuhaufen vor der Stadt. Ich wurde schubweise am nächsten Tage wieder über die Grenze gebracht. Hier muß ich noch nachträglich dem holländischen Gendarmen meinen Dank abstatten für seinen sympathisch berührenden Takt, mit dem er mich transportierte, im Gegensatz zu der brutalen Manier preußischer Büttels. Ich glaube, daß ihn meine blasse Physiognomie, meine schwächliche Gestalt so mitleidig berührt hatte. Ich ging mit der festen Absicht über die Grenze, von nun an mich wieder einer normalen Tätigkeit zuzuwenden, weil ich den Irrtum der vermeintlichen Freiheit erkannt hatte. Allerdings war mein Vorsatz stärker als mein Können. Bar jeglicher Subsistenzmittel war vorderhand ich wieder auf den Bettel angewiesen. Mit dem besten Willen schlug ich mich bis hinter Emmerich durch. Hier überraschte mich eine regenschwere Nacht. Um dem Übel, in dem naßkalten Unwetter draußen kampieren zu müssen, vorzubeugen, erbrach ich resigniert eine Bahnwärterbude. Ich eignete mir dort, nachdem ich in der Dunkelheit alle Ecken nach eßbaren Sachen durchgestöbert hatte und begreiflicherweise nichts gefunden, eine Feder und ein Tintenfäßchen an. Im Grunde genommen hatten diese Bagatellsachen für mich keinen Wert. Dann übermannte mich, nachdem ich mich hingelegt, der Schlaf, und um Mitternacht — hatte mich auf einmal der revidierende Streckenwärter am Schopfe. Wahrscheinlich von draußen angelockt durch mein lautes Schnarchen auf der harten Bank. Hätte ich die kommende Tragödie vorausgeahnt, ich wäre auf alle Fälle dem Beamten bei dem Transport zum Stationsgebäude entsprungen. Mein Schicksal wollte es anders. Ich wurde der Polizei übergeben und dann dem Untersuchungsrichter. Nach fünfwöchentlicher Untersuchungshaft wurde ich von